

**Zeitschrift:** Schweizerische pädagogische Zeitschrift  
**Band:** 3 (1893)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Der Anteil der Schweiz an der deutschen Literatur  
**Autor:** Götzinger, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-788721>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der Anteil der Schweiz an der deutschen Literatur.

Von *Ernst Götzinger*.

Wenige literarische Erscheinungen der letzten Jahre haben bei uns in der Schweiz so freudige Anerkennung gefunden als Bächtolds Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. War es doch überhaupt das erste Mal, dass die schweizerische Literatur in diesem geschichtlichen Umfange, von den Anfängen bis zum Untergange der alten Eidgenossenschaft ihren Darsteller gefunden hatte; für die Mehrzahl der Leser war also fast alles oder doch das meiste neu, während für die Fachleute der Fleiss, die Gelehrsamkeit und der Spürsinn des Herausgebers wenigstens überall vorhandene Lücken ausgefüllt und viel Verborgenes ans Licht gezogen hatte; und wie leicht lässt sich lesen, was aus Bächtolds Feder stammt, wie schön weiss er zu erzählen! Wie Milch und Honig fliest es von seinen Lippen.

An der Hand eines solchen Führers den begangenen reichen Weg rekapitulirend und zusammenziehend nochmals zu begehen, wäre wohl der Mühe wert. Hier haben wir uns eine andere Aufgabe gestellt. So reich nämlich das Material ist, das Bächtold in dem Buche zusammengehäuft hat, so scheint der Verfasser doch, bewusst oder unbewusst, nicht in dem Masse wie es wünschbar gewesen wäre, den Zusammenhang der schweizerischen mit der deutschen Gesamtliteratur beachtet zu haben. Es ist ja wahr, um das Verhältnis beider zu erkennen, bedarf es zuerst einer möglichst ausgibigen Einsicht in den Umfang dessen, was die Schweiz an literarischen Erzeugnissen hervorgebracht hat; aber die Literaturwissenschaft verlangt mehr, sie will wissen, wie gross nunmehr das Mass des Anteils gewesen sei, das die Schweiz an der allgemeinen Literaturentwicklung gehabt hat, wann und wo sie befruchtend auf die Gesamtheit einwirkte, wo sie im Vordertreffen und wiederum wo sie im Hintertreffen gestanden. Nicht dass Bächtold ganz davon schwiege; aber es will uns scheinen, als ob wir doch heute schon im Falle wären, diesen Punkt, den eigentlichen historischen im engern Sinne, schärfer ins Auge zu fassen und ausgibiger zu beantworten.

Die erste auf schweizerischem Boden auftauchende Literatur ist unsere St. Gallische. Sie steht in der karolingischen Epoche auf schweizerischem Boden durchaus ohne Konkurrenten da; es gibt im 9., 10., 11. J. weder in Zürich noch in Basel noch in Konstanz, Einsiedeln, Rheinau, noch sonst wo in der Schweiz etwas Ähnliches. Nur Reichenau käme etwa in Betracht. Und zwar steht St. Gallen einzig in allen den mannigfaltigen Formen und Zweigen des geistigen Lebens, welche hier zur Ausbildung gediehen; nur St. Gallen besass jene reiche glossarische Übersetzertätigkeit, nur St. Gallen hat ein Waltharilied, nur St. Gallen hat seine reiche und ausgibige Kloster-Geschichtschreibung, und nur St. Gallen hat endlich am Ende dieses Zeitraumes einen Mann wie Notker den Deutschen hervorgebracht, der, ein Mann von seltenster Sprachkraft, es unternahm, was sonst die Sprache der lateinisch-christlichen Welt einzig zu leisten berufen schien, in deutscher Zunge auszusprechen und niederzuschreiben. Woher diese einzige Stellung St. Gallens? War es der nachwirkende Geist des heiligen Stifters, war es das damals schon berühmte rauhe Klima, das doch sonst den Musen nicht besonders günstig ist, war das Kloster gegenüber andern kirchlichen Stiftungen ein besonders begabtes Kind Gottes?

Die Sache wird noch auffallender, wenn wir die Stellung St. Gallens zu der allgemeinen deutschen Bildung in jenem Zeitalter ins Auge fassen. Nicht dass St. Gallen in jeder Beziehung andern Sitzen der Bildung vorausginge; Reichs- und Kirchengeschichte hat hier keine Pflege gefunden, dazu war das Tal der Steinach zu weit von den Zentren der Reichsregierung entfernt, doch erinnern die Gesta Caroli magni, als deren Verfasser, sonst der Mönch von St. Gallen genannt, neuerdings Notker Balbulus erkannt worden ist, sie erinnern daran, dass auch hier das Gedächtnis an den grossen Frankenkönig überaus lebhaft war. Es ist ferner richtig, dass in dem Kreise jener gelehrten, lateinisch schreibenden Dichter, welche die klassische Dichtung des alten Roms zu erneuern den Mut hatten, St. Gallen nur eine bescheidene Rolle spielt; so hat St. Gallen auch in der Pflege der lateinischen Sprache, nächst der Theologie des angesehensten Zweiges jener Wissenschaften, wenig Ehrgeiz bewiesen, es andern, z. B. den Nachbarn in Reichenau gleichzutun, und gar eine spezifisch christliche Dichtung, wie sie der Weissenburger Mönch verfasste, hat St. Gallen nicht hervorgebracht. Desto reicher beteiligte sich St. Gallen an der Ausbildung der nationalen Literatur und damit des nationalen Geistes in der Literatur; es gab nicht allein auf dem Boden der heutigen Schweiz keinen Platz, wo irgend etwas Ähnliches geschah, es gab auch im ganzen Gebiete Deutschlands keine Stelle, wo die Pflege der deutschen Sprache so bewusst, so nachhaltig, so tief, so original, wo

die deutsche Heldenage so kräftig bearbeitet worden wäre wie in St. Gallen. Und doch sind es offenbar nicht einzelne hervorragende Männer, die auf unserm Boden erwachsen sind, sondern es war der allgemeine Geist der Stiftung des hl. Gallus, der diesen besonderen Geist hervorgerufen, gefördert, getragen hat, davon geben die Casus Monasterii St. Galli Zeugnis. Bächtold hat sie nur beiläufig erwähnt, während doch gerade sie Zeugnis davon ablegen, dass über dem Einzelnen und in den Einzelnen ein spiritus communis gewaltet hat.

Nun wäre aber zu bedenken, dass der Besitzstand des Klosters nicht allein, sondern gemäss dieses Besitzes gewiss auch die Bevölkerung des Klosters eine wesentlich andere territoriale Gestalt hatte, als es in den späteren Zeiten der Stiftung der Fall war. St. Gallen war in jeder Beziehung ein schwäbisches Kloster, dessen Besitz jenseits des Rheines und Sees bis zur Donau und in das Nekargebiet reichte. Dem gegenüber ist daran zu erinnern, dass gerade die angesehensten und kräftigsten Träger des Klostergeistes, die Notkere und Ekkeharde, Thurgauer aus den obren Landen, also rechte St. Galler gewesen sind, und wenn die Zürcher Ratpert den ihrigen nennen, so ist zu bemerken, dass gerade Ratpert einer der kräftigsten Träger st. gallischen Klostergeistes geworden ist.

Aus alle dem dürfte hervorgehen, dass Bächtold kaum recht zu geben ist, wenn er die hochentwickelte Kultur St. Gallens, ausser dem Glücke eine Reihe bedeutender Geister hervorgebracht zu haben, ausser dem Ansehen und der Macht der Stiftung, namentlich dem günstigen Zusammenwirken fremder Einflüsse zuschreibt, die sich aus Nord und Süd, aus Britannien, Deutschland und Italien trafen. Dass solche Einflüsse auch hier vorhanden waren, liegt auf der Hand; aber nicht die Aufnahme fremder Bildung hat St. Gallen stark und gross gemacht, sondern die autochthone Lebenskraft. Und in diesem Sinne dürfen wir gewiss es aussprechen, dass schon in dieser Periode in St. Gallen ein Geist gewaltet hat, der später als speziell schweizerischer Geist anerkannt worden ist.

Die Bildung und Literatur der Karolingisch-Othonischen Epoche erweist sich bei aller Mannigfaltigkeit der Interessen, Stoffe, Sprachen doch als eine in hohem Masse ruhige und gleichmässige Kulturarbeit; sie ist kirchlich, aber nicht fanatisch, nicht bornirt, nicht einseitig. Die kirchlich-religiösen Interessen schliessen andere nicht aus, vielmehr wendet sich der Geist dieser Zeit mit Vorliebe kulturellen Interessen jeder Art zu, den Sprachen, der Dichtkunst, der Philosophie, den Künsten; ja der Ackerbau und das Handwerk und was die Arbeit an staatlichen Dingen betrifft, wird mit gleichem Ernste betrieben.

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts wird das anders. Die Kirche glaubt ihr Lebensziel durch Teilnahme an weltlichen Dingen gefährdet, sie reformirt sich, sie gründet in neuen Orden Organe ihres asketischen Geistes, doch ohne überall Erfolg zu haben. Denn indem in den neu-gegründeten Klöstern zwar der neue strenge Geist eine Zeitlang — der alte Adam kam immer wieder bald zum Vorschein — zur Wirksamkeit gelangte, wie in Schaffhausen, erwehrten sich andere dieser neuen Einflüsse und gingen der Verweltlichung entgegen. Nirgends so deutlich wie in St. Gallen.

Daneben entwickelt sich, von der Kirche gänzlich emanzipirt, in Frankreich und Deutschland eine nur dem Rittertum angehörige poetische Literatur in den Nationalsprachen. Ihr Charakter ist einerseits ein kosmopolitischer, insofern das Rittertum und die von ihm getragene Bildung eine europäische Erscheinung sind; anderseits ist diese Literatur zugleich national, insofern sie französisch oder deutsch spricht und der höfische Stand der Nation vorsteht. Im besondern ist zwar jetzt sowohl die staatliche Leitung der deutschen Reichsangelegenheiten als die Führung der nationalen Literatur dem schwäbischen Stamm zugefallen, doch tritt der Unterschied der deutschen Stämme und lokaler Lebensbedingungen so sehr zurück, dass man von den grössten Poeten, wie Walther und Hartmann, nicht einmal die Heimat kennt; jener Zeit war das gleichgültig, es genügte zu wissen, dass die beiden Sänger dem Ritterstande angehörten. So war es gewiss nicht bloss der Einfluss lokal-staatlicher Verhältnisse, dass in dieser Periode so viel St. Galler Konventsherren und Äkte aus dem Schwabenlande stammten, man fragte eben nicht nach ihrem Heimatschein, man fragte nicht einmal nach ihrer Bildung, man erkundigte sich einzlig nach dem Stande der Familie, daher für die höfische Zeit die Schweiz gar keinen besonderen Literaturcharakter trug. Ob der Verfasser des Lanzelet ein Thurgauer sei oder nicht, hat für den Charakter dieses Rittergedichtes nichts auf sich, es ist eine Bearbeitung einer französischen Quelle so gut wie Flore und Blancheflur, dessen Verfasser vielleicht dem Bistums Basel angehörte. So weisen auch die fruchtbaren Epiker Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg nicht eine Spur schweizerischen Daseins auf. Nicht anders die Lyriker, die Minnesänger im engern Sinne, die auch Bächtold gering schätzt; aber was wesentlicher ist als das Mass ihrer poetisch-menschlichen Bedeutung, ist der Umstand, dass sogar nichts Schweizerisches an ihnen zu sehen ist. Übrigens sind es fast lauter kleine Leute aus Dienstmannengeschlechtern, welche in unsfern Landen Minnelieder dichteten; davon, dass die Höfe der Zähringer, Kiburger, Lenzburger, Habsburger, Rapperswiler, Toggen-

burger, Werdenberger, Mittelpunkte literarischer Bildung gewesen seien, weiss man, den Grafen Kraft von Toggenburg ausgenommen, nichts.

Mit der höfischen Dichtung erschöpft sich aber die Literatur dieser Periode nicht. Zwar das ausgeprägteste Arbeitsfeld, an dem sich jetzt die Kirche betätigte, die Scholastik, beschränkt sich vorläufig auf Frankreich; dagegen hat die Geschichtschreibung einiges gezeigt, was eine Geschichte der schweizerischen Literatur zu übergehen nicht berechtigt ist. Dem vom Cluniazenser Kloster Hirschau aus reformirten Kloster Allerheiligen in Schaffhausen gehörte als Mönch Bernold an, dessen Chronik eine Fortsetzung der Geschichtswerke der Reichenauer Mönche Hermann Contractus und Berchtold ist und wie das Werk Berchtolds im Dienste und Geiste der Gregorischen Kirchenpolitik steht. Gehört Bernold der Schweiz freilich bloss durch seinen Aufenthalt in Schaffhausen an, so besitzt dagegen St. Gallen aus dieser Periode sechs Fortsetzungen seiner Casus Monasterii St. Galli, nicht alle von gleichem innern Werte, doch bezeugt namentlich die letzte, von Konrad von Pfävers verfasste Fortsetzung, wie an der Steinach, auch nachdem das frühere Gelehrten- und Schulleben nahezu erloschen war, dennoch ständig jener st. gallische freie Klostergeist fortdauerte, der sich, wie früher schon im Kampfe gegen den Bischof von Konstanz und jetzt ganz besonders in der Teilnahme an der Reichspolitik kundgab. Konrad, sagt der neueste Bearbeiter der Casus, sei nicht minder stolz auf das hohe Ansehen, das die st. gallischen Äbte im ganzen Reich, ja in Europa genossen, als es Ekkehard IV über die st. gallischen Klostermönche gewesen war. Übrigens steht St. Gallen mit seinen Casus immer noch in dieser Periode auf schweizerischem Boden ohne Konkurrenten da.

Mit dem Untergange der höfischen Bildung setzt eine neue Zeit ein; noch behält Oberdeutschland für mehrere Jahrhunderte die politische sowohl als die kulturelle Führung, aber es sind nicht mehr die Fürsten und Ritter, die den Weg weisen, sondern die bürgerlichen und bäuerlichen Angehörigen der Städte und anderer aus dem mittelalterlichen Lehenstaat herausgewachsener Gemeinwesen. So hört jetzt auch der Geist der ritterlichen Romantik auf, und an ihre Stelle tritt eine volkstümliche, auf Anerkennung der natürlichen Dinge fassende Anschauung. Einer ihrer ersten Repräsentanten ist derjenige deutsche Kaiser, der unter allen allein aus unserm Boden hervorgegangen ist, Rudolf von Habsburg. Sein und seiner Nachkommen Verhältnis zu den Eidgenossen hat diesen volkstümlichen Zug in der allgemeinen Geschichtsvorstellung vielleicht in den Hintergrund gedrängt, aber Rudolf bleibt nichts desto

weniger ein Hauptvertreter der gerade bei uns aus der Romantik des Rittertums sich loslösenden neuen Zeit.

Kräftiger freilich und mit bleibendem politischem Erfolg tritt in der Schweiz der volkstümliche Gedanke in der Entstehung und Ausbildung der Eidgenossenschaft zu Tage. Er ist es auch, der von da an der schweizerischen Literatur ihren besondern Charakter verleiht. Nicht dass seit dem 13. oder 14. Jahrhundert alle schweizerische Literatur von dem Geiste der Eidgenossenschaft getragen sei, denn einerseits besitzen die ausgehenden Jahrhunderte des Mittelalters gemäss ihrer praktisch staatlichen Ziele überhaupt nur ein schwaches Schrifttum, anderseits nimmt die Schweiz selbstverständlich an den besondern Formen und Gattungen Anteil, welche dieser Periode überhaupt eigen sind; dahin gehören die Fabel, Reimchroniken, das didaktische Gedicht, das geistliche Lied, das geistliche Spiel, das Fasnachtspiel, Erbauungsschriften. Erzeugnissen, in denen national-schweizerischer Geist waltet, begegnen wir zum erstenmal in den historischen Volksliedern. Ihnen hat Bächtold eine eingehende Betrachtung gewidmet. Dagegen hat er die Bedeutung der Geschichtschreibung, der wir u. a. gerade die Erhaltung dieser Volkslieder grösstenteils verdanken, auch in dieser Periode nicht ausgeschöpft. Sie ist die unmittelbare Folge des geschichtlichen Lebens, noch keine abgetrennte wissenschaftliche Disziplin, sondern aus dem Bedürfnis hervorgegangen, was erlebt worden war, in Schrift zu fixiren und den Nachkommen zu überliefern. Es ist ja wahr, dass dieses Geschichtsbedürfnis kein spezifisch schweizerisches ist und dass unsere schweizerische Chronistik keinen andern Charakter trägt, als die Chronistik unserer Nachbarn ihn aufweist. Aber in gleichem Verhältnis, wie die energische und erfolgreiche Politik dieser Periode den Grund gelegt hat zur weiten Ausbildung der Eidgenossenschaft, so verdankt man ohne Zweifel den in dieser Periode entstandenen Geschichtsdarstellungen, Chroniken und wie sie heissen, die Pflanzung und Anbauung des geschichtlichen Geistes, der bei uns sehr im Gegensatz zu unsren Nachbarn, nie aufgehört hat und heute noch ein schöner Zug unsers Volkslebens ist.

Die ältere mittelalterliche Geschichtschreibung trägt insofern einen einheitlichen Charakter, als sie von Klerikern ausgeht, von ihrer Bildung und ihrer Sprache, ihren Kulturinteressen getragen wird. Sie dauert, so lange der Reichsgedanke gedauert hat, bis zum Untergange der Hohenstaufen. Noch unser Conradus de Favaria erzählt in erster Linie von dem Anteil, den die st. gallischen Äbte an den Schicksalen des Reiches und seiner Fürsten gehabt haben. Jetzt hört das auf. Interessen einzelner Kulturströmungen, einzelner Gemeinwesen, treten in den Vorder-

grund. Und zwar sind es einsteils die Bettelorden, welche die Geschichtsschreibung in den Dienst ihrer partikularen Interessen nehmen, sie benützen die Geschichte als Predigtmaerlin, anderseits erheischt das Emporkommen der Städte und Länder besondere Geschichtsaufzeichnungen. Jene geistlichen Bücher bedienen sich noch der lateinischen Sprache, die Städte- und Landchroniken werden deutsch abgefasst. Jene Historiographen geistlichen Standes und lateinischer Sprache sind bei uns vertreten durch Heinrich von Diessendorf, Domherr zu Konstanz und Kustos zu Beromünster, und durch den Minderbruder Johannes von Wintertur, von denen der letztere seiner Sprache und seiner kirchlichen Tendenz ungeachtet, doch recht volkstümliche Interessen vertritt; manche seiner in die Stumpfische Chronik eingefügter Geschichten haben in der Sprache des deutschen Übersetzers ein überaus deutsches Kolorit bekommen. Dem Vitoduranus verdanken wir bekanntlich auch die erste Nachricht von der Schlacht bei Morgarten.

Vitodurans Zeitgenosse ist Christian Kuchimeister, der Fortsetzer der *Casus monasterii Sancti Galli*. Da ist nun, was bei seinen Vorgängern an ihrer kirchlichen Bildung, Sprache, an ihrem literarischen Geschmacke lag, abgestreift, da ist alles deutsch gedacht und dargestellt. Durch seine und seiner Familie Lebensstellung dem Kloster und der Stadt gleich nahe verbunden, bringt er beiden Gemeinwesen eine höchst erfreuliche, gleich wahre Teilnahme entgegen; die Reichsangelegenheiten interessiren ihn immer noch lebhaft, aber ebenso sehr das Schicksal und Wohl seiner städtischen Heimat, ja auch der eben jetzt zum politischen Selbstbewusstsein erwachenden Landleute.

Sonst geschah zu Kuchimeisters Zeit und bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts in den Städten und Ländern der Eidgenossenschaft noch nicht viel zur Aufzeichnung geschichtlicher Tatsachen. Eine kurze Chronik eines Ungenannten, die sogenannte *Oberländer Chronik*, *Zürcher Jahrbücher*, ein lateinischer Bericht über die Laupener Schlacht sind erhalten. In lebendigeren Fluss kommt die Geschichtsschreibung bei uns erst im Beginne des 15. Jahrhunderts, wo denn die bekannten Berner, Luzerner, Zürcher, Schwizer, Obwaldner Geschichtbücher entstehen. Es gibt aber auch jetzt noch Orte, wo nichts derart niedergeschrieben worden ist, wie die Stadt St. Gallen und Schaffhausen; nicht einmal die Appenzeller haben ihren Befreiungskampf historiographisch fixirt.

Es war auch nicht vor den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts, dass allmählig die Gründungssage der Eidgenossenschaft in die Geschichtbücher drang und dadurch den sonst durchaus partikularistischen

Ortsaufzeichnungen einen gewissen gemeinsamen Kern verlieh. Nun hat ja die kritische Geschichtsforschung diese Sagen von der Entstehung der Eidgenossenschaft aus der urkundlich beglaubigten Geschichte herausgewiesen, eben weil es Sage und nicht Geschichte sei; aber gerade deshalb sollte, dünkt uns, der schweizerische Literaturgeschichtschreiber sich nicht damit begnügen, vorübergehend die Quellen dieser Sagenzüge zu nennen, als ob es nichts als gelehrtte Imitation wäre. Gewiss, nachahmende Gelehrsamkeit spielt dabei eine Rolle; aber schon der Erfolg, die Wirkung der Gründungssage auf die spätere Literatur der Schweiz und überhaupt auf das nationale Bewusstsein, auf das Volksgemüt sollte gerade den Literaturhistoriker veranlassen, der innern Bedeutung der Sage nachzugehen. Aus welchen Elementen sie sich zusammengefügt, haben unsere Geschichtsforscher, darunter namentlich Dierauer in seinem Abschnitt von der Befreiungssage auseinandergelegt. An dieser Stelle soll nur zweierlei betont werden. Einmal dass diese verschiedenen Sagen Zeugnis davon ablegen, wie stark und energisch bei den Bewohnern der Waldstätte historischer Sinn vorhanden war, wie bei ihnen in ihren einfachen Bildungsformen, wo die Sitte und Technik geschriebener Geschichtsaufzeichnung kaum vorhanden war, an deren Stelle um so wirksamer die mündliche Überlieferung in volksmässiger Form, d. h. eben die Dichtung und Sage trat. Sagen gab es ja an tausend andern Orten, auch in der Überlieferung der Städte, aber nirgends ist in dieser Periode der aufkeimenden Volksfreiheit die Tat so kräftig von der dichtenden Sage wiedergespiegelt worden wie hier. Bekanntlich ist die Tellsgage in ihrer ursprünglichen Gestalt im Tellenlied niedergelegt; aber nicht dieses Element der Befreiungssage allein ist ein Lied, der ganze Sagencyklus ist gleichsam im Kleinen für die Waldstätte und die Eidgenossen, was der Trojanische Krieg für die Griechen war, der Spiegel ihres frühesten geschichtlichen Daseins, das hohe Lied der Freiheit.— Und das andere. Man nimmt zwar an, das sowohl die in der Chronik des weissen Buches niedergelegten Erzählungen von den Untaten der Vögte und dem Geheimbund, als die Nachricht von der Einwanderung der Schweizer, als endlich der Mythus von Tell der lebendigen alten Tradition entstammen; aufgeschrieben aber und kombiniert wurden sie erst im 15. Jahrhundert. In dieser Zeit erst suchte sich nördlich der Alpen die in Italien schon früher zum Durchbruch gekommene Macht der Persönlichkeit Raum zu schaffen. Man kennt ja wohl die mittelalterlichen Träger der weltlichen und geistlichen Gewalten, man kennt Könige und Herzoge, Bischöfe und Äbte, auch Mönche, man kennt Ordensstifter und Heilige; aber von keinem mittelalterlichen Gemeinwesen, von keiner Stadt, von keiner Tal-

schaft kennt man, wenigstens nicht aus Geschichtsdarstellungen, die Namen derjenigen, welche ihre Heimat, ihre Vaterstadt, Zürich, Basel, Luzern, St. Gallen durch Mut, Aufopferung, durch besondere Verdienste zu Ehren gebracht haben. Erst im 14. Jahrhundert tritt mit Rudolf Brun eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit in die Geschichte der Eidgenossenschaft. Aber erst im 15. Jahrhundert treten solche Männer in reicherer Fülle auf den Schauplatz der Geschichte: Reding, Stüssi, Waldmann, Varnbüler, Ulrich Rösch. Da wendete man nun, was der Fortschritt der Zeit erst jetzt hervorgebracht hatte, auch auf die ältere Zeit an und setzte die Geschichte der Neuzeit rückwärts weiter fort, indem man teils vorhandene sagenhafte Traditionen erweiterte, literarisch-dichterisch vervollständigte, teils nach gelehrt Quellen neues erfand. Demselben Bedürfnisse nach abgeschlossenen Persönlichkeiten entsprangen in dieser Zeit die Volksbücher, und es scheint nur Zufall gewesen zu sein, dass die Befreiungssage nicht von irgend einem Skribenten zum Volksbuche verarbeitet worden ist, wie es um diese Zeit in der Schweiz mit der Melusine und der Idda von Toggenburg geschah.

Wenn unsere Betrachtungen richtig sind, so ist der Geist, den man kulturgeschichtlich den der Renaissance nennt, schon bedeutend früher bei uns wirksam gewesen, als die gelehrt Träger dieser Weltanschauung, die Humanisten, bei uns aufgetreten sind.

Die eingehende Betrachtung, die Bächtold ihnen gewidmet hat, ist durchaus treffend; aber unbegreiflich scheint uns der Satz, mit dem er das 15. Jahrhundert entlässt: „Damit schliesst das Mittelalter die Tore sachte hinter uns zu.“

Was soll das heissen? Wenn wir den Geist der Neuzeit in erster Linie eben in jenem Erwachen des persönlichen Lebens vernehmen, so erkennen wir seine Spur doch gewiss nicht erst nach dem Untergang des Humanismus; ist es aber die sprachliche Form, in der die Literatur auftritt, und namentlich die gebundene Form des Verses, die wir der literaturgeschichtlichen Gliederung zu Grunde legen, so reicht das Mittelalter noch bis über das 16. Jahrhundert hinaus. Bekanntlich ist der Hauptvers dieser Periode, der Knittelvers, ganz und gar auf das Versgesetz des Narrenschiffes aufgebaut, das zu verdrängen erst Opitz gelungen ist. Wer in der Entwicklung der deutschen Literatur das 15. das 16. Jahrhundert durch einen scharfen Einschnitt trennt, der verwechselt den Verlauf des literarischen Lebens mit dem des religiös-kirchlichen, wobei ihn der Umstand entschuldigen mag, dass die Stärke des letztern, die Gewalt mit der es jetzt auftritt, seinen Einfluss auf alle Werke der Literatur geltend macht. Dass trotzdem die Reformation keine eigentliche lite-

rarische Erscheinung ist, dürfte gerade die Geschichte der schweizerischen Literatur beweisen.

Denn die literarischen Formen des 16. Jahrhunderts, das Drama, das Volkslied, die Geschichtschreibung sind nicht neu, sie treten blass infolge des gesteigerten politischen Bewusstseins, der humanistischen Bildung und des durch die Reformation bewirkten kräftig entfalteten Geisteslebens energischer auf als es im vorhergehenden Jahrhundert der Fall gewesen war, und anderseits ist eben diese Entfaltung des geistigen Lebens nicht erst durch die Reformation bedingt, sondern diese selbst ist nichts als ein weiterer Schritt in der Entwicklung des politischen und geistigen Lebens; das ist der Grund davon, dass die Schweiz ihre eigene Reformation erhalten hat.

Seit dem Ausgange des alten Zürichkrieges war die Eidgenossenschaft mächtig erstarkt und drängte nach neuen Taten. Die Territorial-Erweiterungen der Städte und Länder und zum Teil der gesamten Eidgenossenschaft, die Kriege mit Karl dem Kühnen, der Schwabenkrieg, die Züge nach Italien hatten im Bunde mit der von Italien ausgehenden Kulturströmung der Renaissance die Geister mächtig geweckt, Lust und Liebe zu grossen Taten auf allen Gebieten des Volkslebens angefacht.

Das erwies sich ganz besonders in der seit etwa 1500 zunehmend gesteigerten Vorliebe für das dramatische Spiel. Dass diese Gattung aber durch die Reformation hervorgerufen sei, wie Bächtold behauptet, ist unrichtig. Die literarische Entwicklung lässt überall das Drama einsetzen, wenn das Epos seine Keimkraft verloren hat, das Drama ist die Dichtung des natürlichen Daseins, im Gegensatz zum Epos, welches neben der Darstellung des Natürlichen auch die Erzählung des Übernatürlichen gestattet, ja in der Frühzeit der Bildung geradezu verlangt. Daher im Mittelalter das Drama genau in der Zeit beginnt, wo das Epos niedergeht. Nur bewegt es sich anfangs der Natur der Gesellschaft und Bildung gemäss innerhalb der engen Formen des geistlichen Spieles und des Fasnachtspiels. In dem Verhältnis wie die Kirche die erzieherische Leitung der Gesellschaft einbüsst und die Volksgemeinde selbständiger wird und sich von der Kirche emanzipiert, bemächtigt sich das Drama profaner Stoffe, unterstützt durch die Bestrebungen des Humanismus und besonders die Kenntnis der antiken Spiele. Die Bildung der wichtigsten dramatischen Dichter der Schweiz, des Pamphilus Gengenbach und der Niklaus Manuel ist eine vorreformatorische; beide haben auch, bevor sie zum dramatischen Spiele übergingen, im Anschluss an die italienischen Züge Volkslieder verfasst. Dass dann freilich die religiösen Ideen der Reformation dieser Dichtung zu gute kamen, dass die Glaubens-

erneuerung sich ihrer als wirksamer Waffen bediente, liegt auf der Hand. Spezifisch schweizerisch aber am Drama des 16. Jahrhunderts ist gewiss nicht die Masse grossenteils unbedeutender und gehaltloser Dramen, die überhaupt vorhanden waren, sondern einesteils das gegenüber Deutschland etwas frühere Auftreten dieses Volksspieles und sodann, aber nur für kurze Zeit, d. h. wohl bis zur Kappeler Schlacht, der frische, kecke, übermütige Charakter der reformatorischen Stücke. Was nachher kommt, reicht in keiner Weise an die menschlich-dichterische Kraft des Hans Sachs, dessen Name auch von allen deutschen Dichtern des 16. Jahrhunderts allein im Volksbewusstsein lebendig geblieben ist. In ihm lebt und wirkt auch der Geist des Protestantismus ungleich reicher, reiner und kräftiger, als es bei seinen schweizerischen Zeitgenossen der Fall war.

Die Reformation ist überhaupt nicht in erster Linie eine literarische Bewegung, sie ist Erneuerung des Glaubens, der Kirche, des sittlichen Bewusstseins, der Lehre, der Zucht, des Geistes; ja sie hat ohne Zweifel dazu beigetragen, dass der literarische Aufschwung, dessen sich die romanischen Nationen erfreuten, bei uns, vielleicht nicht zum Schaden des deutschen Volkes, so weit hinausgeschoben wurde. Frägt man nun aber, in welchen Schriftwerken sich bei uns der Geist der Reformation am kräftigsten, am nachhaltigsten erweist und welchen schweizerischen Schriftwerken dieser Zeit die dauerndste Wirkung beschieden war, so sind es die Geschichtswerke.

Auch auf diesem Boden setzt sich bloss fort, was die vorangehende Periode begonnen hatte. Aber der historische Sinn ist durch den glücklichen Fortgang der politischen Entwicklung erweitert und gestärkt, der Humanismus, namentlich der deutsche, hat sich mit grossem Erfolg grosse geschichtswissenschaftliche Aufgaben gestellt, die Reformation hat die Geister geweckt, der spezifisch-politische Charakter Zwinglis und seiner Lehre musste der Geschichtsschreibung besonders förderlich sein. Auf diesem Boden traten so viele glückliche und fördernde Umstände zusammen, dass die Schweiz unbedingt Deutschland voraus ist, auch darin, dass in dieser Gattung des Schrifttums das Latein keinen Boden mehr findet, im Gegensatz zu Deutschland, dessen hervorragendstes Geschichtswerk der Reformation, von Sleidanus, in lateinischer Sprache geschrieben ist.

Bächtold hat es nicht unterlassen, die hervorragendsten schweizerischen Geschichtsschreiber dieser Zeit vorzuführen. Doch wären wir ihm dankbar gewesen, wenn er die innere Bedeutung derselben kräftiger hervorgehoben, vielleicht auch in der Auswahl seiner Namen weniger bescheiden gewesen wäre und namentlich nicht unterlassen hätte, zu zeigen,

wie auffallend lange diese Gattung bei uns nachgewirkt hat; da hätte u. a. des Schaffhausers Rüger Erwähnung geschehen müssen, der ums J. 1600, eine noch ganz vom Geiste der Reformation getragene Geschichte seiner Vaterstadt geschrieben hat.

Im ganzen aber hält der aufstrebende Geist des Reformationszeitalters nicht lange an, schon die folgende Generation steht unter dem Zeichen des Krebses. Zugleich nimmt man eine eingreifende Verschiebung wahr in Bezug auf die literarische Bedeutung der einzelnen Gebiete Deutschlands. War bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts das literarisch-geistige Leben in Oberdeutschland konzentriert gewesen, so geht jetzt durch Luther der Schwerpunkt auf das niedere Deutschland über; die oberen Lande, die heutigen Elsass, Baden, Württemberg, Baiern, wobei aber immer zuerst an die grössern Reichsstädte zu denken ist, treten zurück, und nur die protestantische Schweiz bleibt im Süden Oberdeutschlands stark genug, um eine nachhaltige Wirkung auf das Ganze auszuüben.

Vorläufig freilich hat die schöne Literatur einen mehr äusserlichen Entwicklungsprozess durchzumachen, der die innern Gegensätze des geistigen Lebens kaum berührt. Während nämlich die romanischen Literaturen und von den germanischen die englische und niederländische, schon lange für ihre nationalen Dichtungen einen modernen Stil, moderne Dichtungsgattungen, namentlich auch moderne Versformen eingeführt hatten, blieb Deutschland, in dieser Hinsicht stark konservativ, bis ins 16. Jahrhundert an den altfränkischen Formen des Mittelalters, am Knittelvers, an den hergebrachten Spruchdichtungen u. dgl. stehen, bis es jetzt, es war während des 30jährigen Krieges, dem Schlesier Opitz gelang, die Formel für eine auf dem formalen Boden der Renaissance stehende deutsche Dichtung zu finden. Von dem Moment an war alles, was das Reformationszeitalter an schöner Literatur hervorgebracht hatte, veraltet, altfränkisch, plump, und galt in der guten Gesellschaft bloss noch, was sich der opitzischen Poeterei angeschlossen hatte. Diese Dichtung hat uns den Boden bereitet zur klassischen Poesie des 18. Jahrhunderts, ihr innerer Gehalt ist aber dem Geiste der Zeit gemäss oberflächlich, modisch, fremdländisch, Imitation. So lange sie die Literatur beherrschte, bis in die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, hat die Schweiz keinen bestimmenden Einfluss auf die deutsche Literatur ausgeübt, das ist die Blütezeit der Fremdenregimenter, der Land- und Stadtjunker, der Landvögte, des französisch-spanischen Geschmackes. Bächtold hat sie als Einleitung seinem letzten, „die neue Zeit“ betitelten Abschnitte vorausgeschickt; er hätte vielleicht besser getan, dieses Jahrhundert als

eine besondere Periode darzustellen; aber seitdem Wilhelm Scherer die von der ältern Literaturwissenschaft festgestellte Gliederung über den Haufen geworfen hat, scheint das jüngere Geschlecht überhaupt auf solche Dinge nicht viel zu geben.

Auf die Prosa dieser Zeit nimmt Bächtold mit Recht wenig Rücksicht; denn, sagt er, die Schweiz des 17. Jahrhunderts sei an Werken der Prosa, die in den Bereich der Literaturgeschichte fallen würden, ganz arm. Dennoch wäre es zu begrüssen gewesen, wenn auch in dieser Periode der Charakter der historischen Prosa gestreift worden wäre. Ist sie auch sehr lehrhafter und gelehrter Natur — wie sollte sie das in einer Periode nicht sein, wo selbst die Poesie fast ausschliesslich den Gelehrten angehört? — ist ihr auch in hohem Masse der Charakter des Breiten, des Ungegliederten eigen, den sie ebenfalls mit der Dichtung teilt, so zeugen diese meist vielbändigen, in allen möglichen Formaten geschriebenen, zum grossen Teil ungedruckt gebliebenen Chroniken, Denkwürdigkeiten u. dgl. schweizerischer, städtischer, äbtischer Geschichten für das immer noch sehr lebendige Interesse, das man bei uns an der Geschichte der Heimat nimmt. Was ist nicht über den Toggenburger Krieg von 1712 alles zusammengeschrieben worden? Aber gerade der Umstand, dass hier oft Lieder, Gespräche, Dramen und Geschichtsdarstellungen zusammengehäuft worden sind, gibt deutlichen Fingerzeig, dass diese Geschichtsschreibung doch nicht so ganz ausser den Rahmen der Literaturgeschichte fallen sollte. Manches, was hierher gehört, hat freilich wenig innern Wert; die Zeit hat aber auch recht ehrenwerte Früchte gezeitigt, wie die helvetische Kirchengeschichte des J. Jac. Hottinger und die Beschreibung der Naturgeschichte des Schweizerlandes von Scheuchzer. Sogar das Kloster St. Gallen hat in dieser Periode nicht gefeiert und in Jodocus Metzler und Magnus Brüllsauer neuerdings Geschichtsschreiber gezeitigt, deren es sich nicht zu schämen brauchte, sie schrieben aber lateinisch.

Aus England kam durch die Aufklärung unsere zweite Reformation und erneuerte von Grund aus die Bildung Europas, namentlich Frankreichs und Deutschlands. Daher die Literatur und Geistesrichtung des 18. Jahrhunderts einen vorherrschend kosmopolitischen Charakter zeigt. Indem aber die Belebung der Geister doch auch wieder den einzelnen Lebensgebieten, und namentlich den dazu empfänglichen Gemeinwesen zu gute kommt, erhält diese Bewegung bei uns doch auch wieder einen ausgeprägt schweizerischen Charakter.

Mörikofer hat in der Einleitung zu seiner schweizerischen Literatur des 18. Jahrhunderts den allgemein schweizerischen Charakter dieser

Strömung trefflich dargestellt. Er zeigt, wie im Anfang des Jahrhunderts in den evangelischen Städten eine durch die Teilnahme an den verfolgten französischen Protestanten gesteigerte Abneigung gegen Frankreich eintrat, wie der glücklich beendigte Toggenburgerkrieg neue Zuversicht und ein warmes Unabhängigkeitsgefühl erzeugte, wie das in dieser Zeit neu angeregte Studium der Natur des Schweizerlandes die Liebe zum Vaterlande von einer neuen Seite belebte, wie sich mit dieser Liebe zu Land und Volk die Anerkennung und Wertschätzung des republikanischen Lebens erneuerte und in erneuerter Durchforschung der vaterländischen Geschichte Nahrung fand; wie in Zürich durch hergebrachte Beteiligung einzelner Familien an den Gebieten der Theologie, der Naturwissenschaft, der Künste und der Industrie eine Vielseitigkeit geistiger Anregungen vorhanden war, während man in Bern namentlich der Geschichte Aufmerksamkeit schenkte. Mörikofer weist ferner darauf hin, wie gemäss dem auf das Praktische gerichteten Sinne unseres Volkes, die schweizerischen Schriftsteller jenes Zeitraumes weit davon entfernt waren, ihre Lebensaufgabe in erster Linie im Bücherschreiben zu suchen, vielmehr alle bemüht waren, als treue Bürger im öffentlichen Amte oder im selbstgewählten Berufe unmittelbar für ihre Mitbürger zu arbeiten, in deren Dienst und zu deren Belehrung und Aufklärung sie auch zur Feder griffen, woraus sich denn eine gewisse breite lehrhafte Rhetorik und eine gewisse Empfindsamkeit der Sprache erklärt. Mit der Liebe zum Vaterlande verbindet sich eine Achtung für das Volk und dessen Institutionen, der unermüdliche Eifer für die Volkserziehung und die öffentliche Wohlfahrt. So darf man denn im Allgemeinen sagen, dass ihre Persönlichkeit gewöhnlich bedeutender war, als ihr schriftstellerisches Erzeugnis, wie das bei Haller, Bodmer, Iselin, Hirzel, Pestalozzi, Lavater zutrifft.

Während nun Mörikofer, immerhin unter Beschränkung auf diejenigen Männer, die eine eigentümliche und selbständige Richtung genommen und auch in Deutschland Beachtung gefunden haben, die Literatur des 18. Jahrhunderts in einer Anzahl sorgfältig gezeichneter Biographien dargestellt hat, hat Bächtold, abgesehen von Dollinger und Haller, das Ganze in die Form einer Monographie Bodmers gebracht. Dass diese Arbeit auf ausgibigsten Quellenstudien beruht und in jeder Beziehung aufs feinste durchgeführt ist, wer wollte etwas anderes erwarten; aber der schweizerischen Literatur des 18. Jahrhunderts als einer Gesamterscheinung schweizerischen Lebens wird diese Darstellungsweise nicht gerecht. Vielleicht erachtete es der Verfasser als eine für ihn zu leichte Arbeit, die einzelnen literarischen Erscheinungen, durch welche die Schweiz

im 18. Jahrhundert an der deutschen Literatur Anteil nimmt, einfach zu bestimmen und begründend darzustellen. Hätte er jedoch dieses tun wollen, so hätte er zuerst den Tatbestand feststellen müssen, dass, ähnlich wie in der Reformationsepoke, das neue geistige Leben Deutschlands an zwei von einander unabhängigen Stellen durchbricht, in der Schweiz, resp. in Zürich, und in Sachsen, resp. in Leipzig, und zwar so, dass für mehrere Jahrzehnte hinaus Zürcher und Leipziger als die typischen Vertreter zweier ausgeprägter Richtungen gelten, in deren Tendenz sich teils etwas gemeinsames, teils etwas verschiedenes, ja feindliches kenntlich macht. Dem gesellschaftlich-politischen Charakter Deutschlands gemäss bezieht sich der neu erwachte literarische Geist nicht wie es in England und Frankreich der Fall war, auf die grossen Probleme des Staates und der Religion, sondern auf das neutrale Gebiet der schönen Künste und Wissenschaften. Ihren Ausgang nimmt diese Erscheinung in den aus England importirten Wochenschriften, an welche sich später Streitschriften und schliesslich abhandelnde Lehrbücher knüpfen.

An den lokalen Nachahmungen der Wochenschriften erweist sich in Deutschland wie in der Schweiz die wachsende Teilnahme an der neuen Bildung. Dass weder Bodmer noch Gottsched gross angelegte Geister gewesen sind, erkennt man u. a. aus beider Ehrgeiz, selbst grosse Dichter sein zu wollen, während anderseits die warme und tatkräftige Teilnahme für das Schicksal Klopstocks und anderer jüngerer Schriftsteller dem guten Herzen Bodmers alle Ehre macht.

Von bleibender tiefer Wirkung auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts waren ferner die Dichtungen Hallers, namentlich die Alpen. Als ein Morgentor des Schönen stehen sie da, eine Pforte in den Dichtersaal des Aufklärungszeitalters. Und wie ganz Schweizerisch! Plump und ungehobelt im sprachlichen Aufbau, stark in der Auffassung, ein Zeugnis wiedererworbener Denkkraft auf dem Boden des schweizerischen Volkslebens. Zugleich erweist sich der Gegensatz von Haller und Hagedorn als ein neues Zeugnis für die räumliche Doppel-Gestaltung dieser literarischen Epoche.

So stark jedoch der Anteil der Schweiz an der ersten Entwicklung der Literatur im 18. Jahrhundert war, so sehr tritt unser Land für diejenige Entwicklung in den Hintergrund, die sich an den Namen und die schriftstellerische Tätigkeit Lessings knüpft; ja im Gegenteil, Lessing war es in erster Linie, der die Halbheit der Schweizer zurecht stellte; an seinen grundlegenden Untersuchungen über das Wesen der Dichtkunst und Malerei, an seiner scharfen Zurückweisung des französischen Einflusses im Gebiete des Dramas, an seinem siegreichen Kampfe um religiöse

Duldung haben die Schweizer keinen Anteil gehabt, wie sie überhaupt dem Aufschwung der deutschen Literatur und Dichtung, der seit der Mitte der 60. Jahre sichtbar wurde, wenig Interesse entgegenbrachten; die beiden Zürcher Freunde waren zu alt dazu. Mehr durch seine Persönlichkeit als durch literarische Taten hat immerhin Lavater einen Platz unter den Sturmern und Drängern, neben Herder und Goethe behauptet; er war es auch, der in seinen jüngern guten Jahren mehrfachen Verkehr Zürichs mit Goethe vermittelt hat. Mit seiner Poesie stand es aber ebenso wormstichig wie mit derjenigen seines Lehrers Bodmer. Und als endlich namentlich durch den Einfluss Herders die deutsche Dichtung in Goethe und Schiller zur höchsten Blüte gedieh, da schaute die Schweiz aus der Ferne zu.

Dagegen stände es einer Geschichte der schweizerischen Literatur wohl an, Pestalozzis zu erwähnen. Auch er ist ein Zürcher und aus Bodmers Schule hervorgegangen. Und wenn, seiner Anlage und Natur gemäss, sein Ziel auf Erziehung, auf Menschheitsbildung gerichtet und literarische Tätigkeit für ihn nur eine Hilfsarbeit war, so ist es eben für die Schweiz bezeichnend, dass ihr zwar kein grosser Dichter, aber in Pestalozzi der grosse Menschenbildner erstanden ist; aber auch als Dichter ihn in seiner Eigenart zu würdigen, wäre eines schweizerischen Literaturhistorikers nicht unwert gewesen.

Es ist endlich noch ein Schweizer, an dem die schweizerische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts nicht vorbeigehen darf, Johannes von Müller, eine Erscheinung, die für ihre Zeit ausserordentlich charakterisch ist. Denn wie viel verschiedene Züge vereinigen sich in ihm? Der kosmopolitische Humanismus seines Zeitalters, die höchst gesteigerte Kunst des Schriftstellers, die das erste als klassisch anerkannte deutsche Geschichtswerk des 18. Jahrhunderts schuf, und dieses Geschichtswerk eine Geschichte der Eidgenossenschaft, deren geschichtliche Vergangenheit damit zum ersten Male von der deutschen Nation als ein grosser Gegenstand der geschichtlichen Forschung und Darstellung anerkannt worden ist. In dieser Hinsicht schliesst die lange Entwicklung der schweizerischen Historiographie mit einem Werke, dem nach der Überzeugung der Zeitgenossen der Stempel vollendet Kunst und wahrer menschlicher Empfindung aufgedrückt war.

Bächtolds Buch schliesst seine Bodmer-Monographie mit dem betrübenden Troste, dass mit Bodmer eine veraltete Welt zu Grabe gegangen sei.

Ja, die Welt Bodmers, diese war veraltet, aber der Geist der schweizerischen Literatur hatte unmittelbar vor dem Zusammensturz der

alten Eidgenossenschaft ein Werk hervorgebracht, das ganz wesentlich zur Erneuerung des nationalen Geistes beizutragen bestimmt war.

Joh. von Müllers Schweizergeschichte ist für die Schweiz das einzige Schriftwerk des 18. Jahrhunderts, dem die Zeitgenossen den Wert und die Bedeutung eines klassischen Werkes zuschrieben. Im Gegensatz zum Geschichtschreiber erweist sich in seinem Bruder Georg Müller wiederum jener allgemeine Charakter der schweizerischen Literatur dieser Zeit, wonach die praktische humane Wirksamkeit gegenüber der Schriftstellerei in den Vordergrund zu treten pflegte. Georg Müller ist bekanntlich der Freund Herders gewesen und ist wie dieser, aber auf dem engern Boden seiner Heimat und Umgebung, für die humanitären Interessen warm eingestanden. Ähnliche Bahnbrecher der Bildung finden sich sonst noch in der Schweiz zerstreut; unser Professor Scheitlin ist eine solche Herdernatur, ihre Wirkung reicht bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, wo durch starke Einwanderung deutscher Schriftsteller, welche die Schweiz zum Teil als Asyl aufsuchten, durch die Gründung höherer Unterrichtsanstalten, namentlich der Universitäten Zürich und Bern, unsere Literatur einen wesentlich neuen Charakter annimmt, der heute noch nicht erloschen ist.